Erwachen.

Skizze von E. Langenscheidt.

„Zweiter Klasse ist alles komplett, aber kommen Sie nur mit herein, hier, ich setze Sie in die erste."

Mit diesen Worten führte ein Eisenbahnbeamter ein junges Paar den Bahnsteig entlang und öffnete ihnen eine Coupétür.

„Will der Herr Bräutigam Sie schon wieder verlassen, Fräulein Rümbeli? Gefällt es ihm so wenig bei uns in St. Moritz?"

„Ja," sagte der hochgewachsene junge Mann, „die Pflicht ruft, wir müssen uns wieder einmal trennen. Aber bis Samaden will mich meine Braut noch bringen."

„Nun," lächelte der Beamte, „dann will ich den Herrschaften nur wünschen, daß Sie allein bleiben, obgleich es gar nicht danach ausschaut. Wir haben eben Hochsaison. Aha, da haben wir's ja schon."

Diese Worte galten einer eben angekommenen Gruppe von Menschen. Sie waren alle sehr gut angezogen und verriethen auf den ersten Blick, daß sie zur Gesellschaft von St. Moritz gehörten. Drei Damen, offenbar die Abreisenden, lösten sich von den übrigen. Man sah, es war eine Mutter mit ihren Töchtern. Blumen, herrliche, rothe Nelken, die man gerade hier besonders schön bekommt, jede ein Kunstwerk des Gärtners, wurden ihnen in großen Sträußen überreicht, und besonders einige junge Herren ließen es sich angelegen sein, den jungen Damen noch einmal die angenehmsten Schmeicheleien zu sagen.

Mittlerweile war die ältere Dame, ein wenig mühselig, theils ihrer Stärke, theils ihres festen Korsetts wegen, in den Wagen geklettert und dirigierte den Gepäckträger beim Unterbringen des Handgepäcks. Einer der Herren, der, obschon er älter war als die anderen, dies doch durch besonders jugendliche Kleidung zu vertuschen suchte, war ihr dabei behilflich. Sein sachkundiger Blick huschte über Gret Rümbelis Erscheinung und nahm dabei alle Einzelheiten auf. Er sah ihr rundes, frisches, ein wenig grobes Gesicht, ihr augenscheinlich von einer kleinen Schneiderin angefertigtes Kostüm mit dem unmöglich sitzenden Rock, ihre derben Stiefel, die mehr Anspruch auf Haltbarkeit als auf Schönheit machten, die hübsch geformten, aber ausgearbeiteten Hände, die in Halbhandschuhen steckten — und mit leisem Naserümpfen kletterte er aus dem Wagen.

„Es ist zu eigenartig, Komteß Walli," wandte er sich an die ältere und bei weitem schönere der beiden Schwestern, „was für Leute nicht jetzt erster Klasse fahren. Da drinnen sitzt so ein Gänschen vom Lande, augenscheinlich eine Tochter von einem kleinen Hotelier" — womit er merkwürdigerweise das Richtige traf — „die wirklich nicht hinein gehört. Nebenbei sieht ihr Begleiter, so was Aehnliches wie ein Bräutigam, beinahe anständig aus."

Die jüngere der Schwestern hatte zugehört und sprang lebhaft ins Coupé, um sich scheinbar nach ihrer Mutter umzusehen, in Wirklichkeit aber wollte sie nach den besprochenen Reisegenossen sehen.

Komtesse Walli aber nickte nur, man sah ihr an, daß sie sich im Grunde weder für die Menschen drinnen noch für die draußen interessierte. Sie schloß die eigenartig schimmernden grauen Augen ein wenig, ein leichtes Lächeln spielte um ihren geschlossenen Mund, und indem sie die wundervoll ebenmäßige Figur straffte, dachte sie:

„Wie wunderschön doch dies St. Moritz sein müßte, wenn man es in seiner herben Schönheit einmal genießen könnte, ohne diese fade Gesellschaft, diese Toilettenfragen, diese ewigen Anbeter und Verehrer."

Und was sie eben gedacht hatte, drinnen sprach es Grets Bräutigam gerade aus.

„Sieh, Schatzli, bloß alle die Damen mit ihren Riesenhüten u. theuren, raffinierten Toiletten. Ich empfinde es immer wieder wie einen Mißton. Es paßt einmal nicht zu unseren Bergen."

„Aber sieh doch bloß, Erwin, wie wunderschön die dort mit den dunklen Haaren ist," sagte Gret, und dabei zeigte sie auf Walli, die gerade in lässiger Vornehmheit sämmtliche Abschiedskomplimente wie eine Königin entgegennahm. Elli, die jüngere, hatte gerade die Ergebnisse ihres Rekognoszierungsrittes den andern in sprudelnder Lebhaftigkeit mitgetheilt.

„Er ist wirklich anständig und dazu bildhübsch; sie ist furchtbar. Es ist ein Brautpaar. Fein! Die müssen wir beobachten."

Da wurde alles weitere durch das Abschiedssignal des Zuges abgeschnitten. Schleunigst mußten die Damen ins Coupé klettern; es blieb kaum Zeit für einen flüchtigen Abschiedsgruß, da setzte sich der Zug in Bewegung.

„Fare well!"
„Au revoir!"
„Adieu!"
„Leben Sie wohl!"
„A rivederla!" —

so tönte es in allen Sprachen den Damen nach. Die zurückbleibenden Damen grüßten mit Taschentüchern, die Herren schwenkten die Hüte. Elli stand am Fenster und winkte vergnügt wieder, als ob ihr all die Huldigungen galten, die man im Grunde ihrer schönen und stets etwas reservierten Schwester brachte. Diese hatte sich längst mit müden Bewegungen ins Polster sinken lassen. Endlich wandte sich das kleine, quecksilbrige Persönchen um und rief:

„Wie ich mich schon auf die Albula-Bahn freue, die ist so entzückend, viel schöner noch als die Gotthardbahn."

Und dabei beobachtete sie interessiert das Brautpaar, das, ein wenig verlegen durch die Gegenwart der Fremden, nur kurze, gleichgültige Bemerkungen wechselte. Nur der Klang ihrer Stimmen hatte etwas eigenartig Weiches, Kosendes.

Je weiter der Zug fuhr, desto schwerer legte es sich auf Grets Herz. Abschiednehmen! Von ihm, dem lieben Liebsten, den sein Beruf wieder weit in die Welt führte, fort von ihr, der kleinen, unscheinbaren Gret. Ach! Und in der weiten Ferne dort draußen gab es so viele schöne Frauen — so schön wie die junge, dunkelhaarige Komteß dort drüben — da mußte er, der Liebe, Schöne, Stolze, sie ja vergessen, sie, die nichts für ihn hatte als ihr ganzes Herz voll großer, großer Liebe.

Und doch! Ob das wohl so wenig war? Hatte er ihr nicht oft gesagt, daß er täglich und stündlich Gott dankbar war, daß ein Frauenherz sein eigen geworden, so licht und rein, so treu und stark wie das seiner Gret?

Und eine tiefe, ruhige Sicherheit kam über sie, was sorgte sie sich denn, weil andere schönere Gesichter oder Kleider hatten. Und als ob Erwin ahnte, was im Herzen seiner Braut vorging, neigte er sich zu ihr und flüsterte:

„Lieb."

Nur das eine Wort, und doch lag in ihm eine solche Fülle von Liebe, daß Gret die blauen Augen zu ihm erhob, und ihr gar nicht hübsches Gesicht sah in diesem Ausdruck reiner, höchster Liebe so verklärt, so rührend schön aus, daß sie es ruhig mit aller Schönheit der Welt aufnehmen konnte. Dieser Glanz lag noch auf ihrem Antlitz, als sie in tiefer Bewegung ihm in Samaden auf dem Bahnsteig noch einmal fest die Hand reichte. Sie schalten sich selber thöricht, und doch, wenn sie so von sich lassen mußten, jedesmal, überkam sie ein Trennungsschmerz, so schneidend, so weh, als ob etwas in ihnen zersprang.

Das Abschiedssignal ertönte, ein letzter Händedruck, und Erwin stieg in den Wagen.

Walli hatte ganz ohne ihr Wissen und Wollen das Brautpaar beobachtet. Diese eigenartig innige, tiefe Liebe, die beiden aus den Augen leuchtete, dieser bräutlich zarte Hauch, der das gar nicht hübsche Mädchen umwob, hatten es ihr angethan.

Ja, gab es denn so etwas überhaupt? Man liest ja viel in Romanen davon, aber angetroffen hatte sie es eigentlich nicht. Sie überdachte ihr Schicksal, das das im gewissen Sinne Tragische des außergewöhnlich hübschen Mädchens gewesen. Wie früh schon hatte es angefangen, daß, wo sie sich zeigte, auf der Straße, im Hotel, im Theater, sie überall das Aufsehen der gesammten Herrenwelt erregte. Zu Anfang, als ganz junges Mädchen hatte sie es kaum bemerkt, dann trat ein leiser Stolz, eine gewisse Eitelkeit auf ihre Schönheit ein. Doch wie bald wurde ihr das ewige Anstarren, das stete Bewundertwerden lästig! Es schien ihr ganz selbstverständlich, daß sie auf jedem Ball einen Hof Herren um sich hatte, daß im Badeort ein jeder versuchte, ihr vorgestellt zu werden, ihr seine Bewunderung zutheil werden zu lassen.

Es war ja auch so natürlich, daß im Laufe der Jahre ein gewisser Ueberdruß und zugleich eine leise, aber immer bestimmter werdende Verachtung derer sich einstellte, die ihr sich mit stets so ähnlich klingenden, sich immer wiederholenden Redensarten und Schmeicheleien zu nähern versuchten. Vorher aber hatte sie nie jemand getroffen, den sie schätzen und lieben konnte? Walli hatte es sich schon oft selber gefragt. War doch mancher nette, frische Mensch unter denen gewesen, die ihr gehuldigt. Und doch, für keinen, aber auch für keinen einzigen hatte sie sich länger als einen flüchtigen Abend lang interessieren können. Sie konnte ihr Verhalten weder vor ihrer Mutter in flüchtige Worte fassen noch es vor sich selber genügend begründen.

Heute, mit einem Male, da sich ihr der Unterschied zwischen den Flirts ihrer Gesellschaft und der wahren, tiefen Liebe jenes Brautpaares gebieterisch aufdrängte, ging es ihr, als ob in ihrem Innern ein Schleier plötzlich zerrissen. Und erschüttert stand sie vor der Hohlheit und Oberflächlichkeit jener Jahre. Alle, die sie verehrt, geliebt und umschmeichelt, waren nur von ihrer in die Augen fallenden Schönheit angezogen, begehrten diese zu bewundern, zu besitzen. Keiner aber hatte je nach ihrer Seele verlangt, keiner hatte die Absicht, eine in ihr zu suchen.

So kam es, daß all die Jahre ihre junge, durstende Seele, ihr heißes, sehnendes Herz darbten. Verlangten sie doch, ihr selber unbewußt, eine ganz andere Liebe als die, die ihr geboten wurde.

Mittlerweile hatte sich Erwin Walli gegenüber niedergelassen. Ohne ihr eigenes Zuthun ging ihr der Gedanke durch den Kopf: „Ob er dich jetzt wohl auch so bewundernd anstarren wird, jetzt, da seine Braut ihn verlassen, wie dich alle — ja, alle Männer anblicken?"

Ob er wohl den Unterschied bemerken wird zwischen deiner Schönheit — sie wußte ja, sie war schön — und der Derbheit der eben Ausgestiegenen, zwischen der ländlich naiven Art seiner Braut sich anzuziehen und deiner ausgesucht einfachen, vornehmen Kleidung?

Während sie anscheinend ihre schmalen Nassefüße mit dem hohen Spann und feinen Knöchel eingehend betrachtete, stritten sich in ihrer Seele zwei Wünsche. Der eine, der Gewohnheit und einer kleinen Eitlkeit entsprungen, wollte auch in den Augen ihres Gegenübers, die eben noch in herzinniger Liebe für eine andere erstrahlt, jenen Ausdruck der Bewunderung und des Begehrens sehen, die sie schon bei — ach! — so vielen gesehen. Der andere aber und vor allen Dingen mächtigere, war ein heißes, stummes Flehen: Sei einmal anders wie die übrigen; zeig mir doch, daß es sie wirklich auf der Erde gibt, diese übermächtige, innige Liebe der Menschenkinder zueinander, die ich in euren Augen zu lesen wähnte.

Als ob der junge Mann wußte, daß da neben ihm ein junges Herz sein Verhalten wie eine Antwort und Entscheidung des Schicksals betrachtete, saß er mit leise verträumten Augen da, als dächte er der Lieben, von der ihn der Zug durch jedes Umdrehen der Räder weiter trennte. Dann wieder, wenn die Albula-Bahn einen schönen Blick, einen besonders eigenartigen Weg zeigte, grüßten seine Augen in herzinniger Freude die Schönheit der Gottesnatur — aber für das schöne Mädchen dort gegenüber hatte er keinen Blick. Immer klarer begriff Walli, daß die Liebe zwischen jenen beiden diejenige war, von der sie unbewußt stets geträumt hatte.

Und wie eine Melodie aus vergangenen Tagen erwachte in Wallis Seele die Sehnsucht nach dieser Liebe, die aus dem Herzen kommt, und nicht nur der äußeren Schönheit, sondern dem ganzen Menschen gilt. Indessen die kleine Schwester mit ihrer Mutter noch einmal die Bekanntschaften ihres letzten Aufenthaltes besprach oder, laut die Natur bewundernd und preisend, von dem Fenster der einen Seite zu dem der anderen eilte, quoll ihr unter den breiten, gesenkten Lidern eine heiße Träne nach der andern vor. Sie hielt den Kopf an die Kissen geschmiegt, möglichst im Schatten, so daß weder Mutter noch Schwester, die viel zu sehr mit sich beschäftigt waren, etwas merkten.

Nur Erwin sah, wie dem jungen, schönen Geschöpf lautlos heiße Tränen aus den geschlossenen Augen kamen und stumm die feinen Wangen entlangliefen.

„Was wohl diesem vornehmen Wesen fehlen kann," dachte er, „so jung, so verwöhnt, so wunderschön!"

Und im Gefühl seines eigenen Glückes feinfühlig für anderer Leiden, dachte er daran, daß ihr im Herzen wohl ein stummes Weh, vielleicht um eine tote Liebe brannte.

Man näherte sich Chur. Die großartige Strecke hatte man hinter sich, und da die kleine, vergnügte Elli unter fröhlichem Plaudern ihren Hut aufsetzte, steckte auch Walli mit müder, schwerer Gebärde die Hutnadeln durch ihr volles, dunkles Haar. Als man angelangt war, liefen die aufgeregte Mutter und Schwester sofort hinaus, um einen Gepäckträger zu holen, trotzdem man noch reichlich Zeit bis zur Abfahrt des anderen Zuges hatte. Walli blieb allein mit dem jungen Mann, der ihr eigentlich vollkommen fremd war, mit dem sie sich aber in den letzten Stunden so viel beschäftigt hatte. Dieser Gegensatz brachte sie in eine ihr ungewohnte Verlegenheit. Um diese zu verbergen, beschäftigte sie sich damit, einige Gepäckstücke selber herunterzulangen. Er sprang ihr sofort zu Hilfe und setzte alles Gepäck auf die Bank. Schon wollte sie in gewohnter, gesellschaftlich kühler Art den Kopf dankend neigen, da fiel ihr ein, daß sie diesem ihr im Grunde wildfremden Menschen das Erwachen aus jahrelanger Blindheit zu höherer, bewußter Sehnsucht verdankte, und sie, Komtesse Walli, die stets kühl zurückhaltende Hof- und Weltdame, die in müder, abwehrender Gleichgültigkeit seit langem Welt und Menschen an sich vorüberziehen ließ, reichte diesem ganz Fremden, der augenscheinlich trotz seiner guten Erscheinung nicht in ihre Gesellschaftsklasse gehörte, beide Hände hin und sagte mit einem herzlichen Klang der Stimme, die sie selber nie in sich vermuthet hatte:

„Ich wünsche Ihnen und Ihrer Braut von Herzen Glück für jetzt und spätere Zeiten."

Und als ob der Mann ahnte, daß diese fremde, elegante Komteß tiefer in seine Seele gesehen, deutlicher seinen Herzschlag verspürt, als mancher seiner guten Freunde, beugte er sich über ihre feine Hand und küßte sie schweigend. Dann schritt er zur Thür hinaus.

In Walli aber war ein anderer Mensch, der schon lange in ihr geschlummert hatte, erwacht, mit anderen Wünschen, anderen Hoffnungen und anderen Zielen.

Doppelsinnig.

„Glauben Sie, daß der Oberkellner hier verschwiegen ist?"

„Oh, von dem bekommt niemand was heraus."

Der Knüttel.

Von Charles Foley.

Obwohl seit mehr als zehn Jahren fern von seiner Heimat fühlte sich Germain Cantel doch nicht freudig bewegt, als er, sein Köfferchen in der Hand, dem Eisenbahnzug entstieg und sich festen Schrittes auf den Weg machte, dem Geburtshause entgegen. Nichts konnte seinen Groll beschwichtigen, weder die friedliche Landschaft, noch die Rasenflächen, die, von Pappelwänden umschlossen, dalagen, noch die milde Stille des Abends. Hier befand sich das Stück Erde, wo er als siebenjähriger Schäfer in den Stoppelfeldern den Enten, Gänsen und Schafen nachjagte.

Mit sechzehn Jahren verdang ihn sein Vater bei dem Gestüt da unten auf der Wiese, wo die weißen Schranken herschauen — ein Metier, wie geschaffen, um bei lebendigem Leibe geschunden zu werden. Es bestand im Einfangen scheuer Füllen, Zureiten der Stuten, Vorführung der Pferde vor den Roßhändlern, indem man das Thier am Halfter hält und daneben bis zur Bewußtlosigkeit herläuft.

Bei der geringsten Klage des Dienstgebers überhäufte ihn sein Vater mit einer Flut von Schmähungen:

„Faulenzer, Taugenichts, Landstreicher!" Dazu Kopfstücke, Fußtritte und zuletzt eine Tracht Prügel mit dem knorrigen Knüttel. Sechs Kinder, die alle so behandelt wurden, sahen entsetzt und lautlos die Mutter an. Die Arme hatte sich schon längst an die Mißhandlungen des Vaters gewöhnt; resigniert und unterwürfig stand sie da; ebenso stumm und machtlos wie die Kinder.

Sicherlich, der Vater mußte sich rackern, um als einfacher Tagelöhner diese kleine Welt zu ernähren, aber trotzdem — es war herzlos, seine Kinder so grausam zu behandeln.

Zur Zeit der Assentierung stellte es sich bei der Untersuchung heraus, daß Germain, der für alle auferlegten Arbeiten zu groß befunden wurde, nun für den Soldatenstand beinahe zu klein war. Trotzdem behielt man ihn. Die Militärzeit war eine wahre Erholung für ihn. So arbeitete er denn freudig, als ihm nach sechs Monaten ein wahres Glück passierte: der Oberst wählte ihn zu seinem Diener! Später avanzierte er sogar zum Kammerdiener: Achtzig Franken monatlich, Kost, Logis, Wäsche und eine Livree! Das war ein Leben, wie er es sich nie erträumt. Dabei einen Herrn, von dem man immer nur hörte: „Mein lieber Germain hin, mein lieber Germain her." Ah, wie das von den Schmähungen des Vaters abstach.

Während er nun so mit seinem Koffer dahinschritt, reckte er, geplagt von diesen Erinnerungen, wüthend den Kopf hoch, in der Einbildung, der Knüttel bedrohe ihn noch immer. Ja, ja, der Vater war zu hart, zu grausam gewesen.

Jetzt, wo Germain das Leben besser kannte, sich ehrlich, arbeitsam und in geordneten Verhältnissen wußte, hatte er seinen ersten Urlaub benutzt, um nach Hause zu kommen, sowohl aus Neugierde, als aus Prahlerei. Er wollte dem Vater zeigen, daß der Taugenichts, Faulenzer, Landstreicher doch seinen Weg gemacht, etwas Ordentliches geworden sei. Aber nicht nur deshalb, er kam auch, ihm derb die Wahrheit zu sagen, wie böswillig es sei, ein armes Kind zu prügeln, das mit aller Anstrengung arbeite: daß man es dadurch nur entmuthige, trotzig und schlecht mache und reize.

Ja, ehe er sich an den Tisch des Vaters setzt, wird er sich das Vergnügen gönnen, alles zu sagen, was ihm das Herz verbitterte. Heute noch, sofort nach seiner Ankunft.

Unter dieser fieberhaften Fluth grausamer Erinnerungen, beschleunigte er den Schritt. Bald befand er sich auf dem Hauptplatz des Dorfes. Zehn Schritte noch bis zum Gäßchen, das die Kirche umgab, und Germaine war zu Hause.

Er klopfte und hob den Drücker hoch.

Das war die armselige Stube, die rissigen Wände, der gleiche, lehmige Fußboden, derselbe russige Herd; aber nicht mehr derselbe Vater, nicht mehr dieselbe Mutter, sondern zwei zitternde Alte, die gebeugt neben dem Ofen saßen.

Sie drehten sich beim Geräusche der Tür um, und die Frau fragte mit veränderter, erloschener Stimme:

„Wer ist da?"

Dann, als sie den Unbekannten eintreten sah, rief sie:

„He, Alter, steh' auf, ein Herr ist da."

Germain hatte seinen kleinen Effekt vorbereitet; er stellte ruhig den Koffer auf den Boden, nahm den Hut mit kecker Handbewegung ab und rief, sich ganz in den röthlichen Schein der Kerze stellend:

„Dieser Herr ist Euer Sohn — Germain!"

Von einer unerwarteten Bewegung überwältigt, sagte er zuerst nichts weiter, sich so plötzlich in dieser Stube zu befinden, die im Winter nach einem langen Marsch im Schnee doch gut und behaglich war, wenn man sich auf dem Schemel ganz dicht zum Feuer hinsetzte.

Er sah die Alten an, mit ihrer von der Sonne verbrannten Haut, dem schneeweißen Haar, betrachtete ihre vertrockneten, zerrunzelten, den Launen jedes Wetters ausgesetzten Gesichter. Tiefes Mitleid erfaßte sein Herz. Die Bedauernswerthen hatten die Hände erhoben, wagten aber noch nicht, ihn zu umarmen; sie staunten ihn nur mit ihren feuchten Augen und ihren stotternden Lippen an. Der Vater stammelte zuerst:

Ist's wahr? Ist's möglich, du unser Junge, ... unser Germain? ... Und so vornehm! O, man hat mir wohl gesagt, daß du reiche Herrschaften hast .... Aber daß es so wäre, glaubte ich nicht .... O! Ich bin glücklich, dich wiederzusehen, mein Junge .... mein guter Junge!

Während die Mutter im Hintergrund blieb, ganz bestürzt, daß sich die Arme des Sohnes dem Vater nicht schneller öffneten, küßte der Alte treuherzig und unbefangen Germain, die struppige Wange an dessen frischrasiertem Gesicht reibend.

Der Sohn wich unwillkürlich zurück, und halsstarrig versuchte er alles zu sagen, was ihn erstickte:

„Ja, ich bin es .... euer Germain .... der Taugenichts, der Faullenzer, der Landstreicher."

Der Alte, die gehässige Betonung der Stimme nicht merkend, glaubte, sein Sohn scherze und wiederholte lachend, voll stolzer Rührung:

„Ja, ja, so nannte ich ihn. Ich rief ihn wirklich Taugenichts, Landstreicher und weit schlimmeres noch... und er erinnert sich dessen noch, der brave Junge! Er hat seinen Alten nicht vergessen."

Und er lachte so laut, daß er zu husten anfing. Die Mutter, schlauer, durch die sichtbare Zurückhaltung des Sohnes aufmerksam geworden, hatte die Bitterkeit der Worte erfaßt, und ganz bleich, erzitterte sie in der Erwartung noch größerer Vorwürfe, die die große Freude des armen Alten zu nichte machen würden. Indem er es vermied, seine Mutter anzusehen, um nicht schwach zu werden, prüfte Germain die Gegenstände rings umher und fuhr fort:

„Ich erkenne alles genau wieder... da rückwärts, das ist der Winkel, in dem ich schlief .... sehr oft, ohne zu Abend gegessen zu haben .. aber glücklich, daß mir der Vater nicht den Holzschuh nachschleuderte ... so schlief ich, das Gesicht, auf das die Ohrfeigen prasselten .... gegen die Wand gekehrt! Denn der Vater war sehr streng, mehr als streng, er war grausam, er haute zu, eines Nichts wegen .... Ah, wie viele unnötige Prügel habe ich erhalten...."

Das Lächeln des Alten wich nach und nach von dessen Antlitz. Bestürzt, verblüfft, suchte er in den Augen seines Sohnes zu lesen, ob er nur scherze oder im Ernst spreche.

Da erhob die Alte, von Angst gepeitscht, ihre Stimme, die sie bemüht war, freudig erklingen zu lassen:

„Schwätze nicht so viel, Alter, und geh lieber den Apfelwein abziehen und den Speck holen. Du kannst dir ja denken, wie durstig und hungrig unser Junge sein muß."

Entzückt von dieser Ablenkung, die ihm seine Festigkeit wiedergab, ging der Alte so rasch als möglich hinaus. Als sich die Tür hinter ihm schloß, sagte das Mütterchen zu ihrem Sohn, indem sie die Augen voll Trauer auf ihn richtete:

„Ich verstand, daß du deinem Vater eine Schuld abzahlen, ihm Schmerz verursachen wolltest, aber ich verhinderte es, da er das nicht verdient! Er hat sein Leben verbraucht, um uns zu ernähren. Wenn er hart gegen dich gewesen, waren andere auch hart gegen ihn. Alt, gebrechlich und arm, wie er heute ist, braucht er nicht noch Kummer zu erleben. Er hat mehr als seinen Antheil von Jammer in dieser Welt .... Laß' ihn also ruhig sterben...."

Ihre Augen verriethen all die Bitten, die ihre Lippen sich weigerten auszusprechen; diese Augen flehten den Sohn an um Verzeihung für den Vater....

Und Germain fand nichts mehr zu sagen, er begriff plötzlich die Feigheit, die er begehen wollte. Um seine Verwirrung, sein Erröthen zu verbergen, ging er zum Ofen; mechanisch tastete seine Hand nach dem Winkel, in dem der knorrige Knüttel mit dem Ledergriff stand. Erbebend, als ob die vernarbten Wunden sich wieder öffneten, ergriff er den Stock, drehte ihn und wendete ihn nach allen Seiten, schwang ihn dann unbewußt von oben nach unten, um dessen Biegsamkeit zu erproben; doch sein Arm hielt bald inne, denn sein Blick hatte den der Mutter gekreuzt.

Von der gleichen Erinnerung gepeinigt wie er, konnte sie diesmal seinem stummen Vorwurf nichts entgegnen. Zwei schwere Thränen durchfurchten die Runzeln ihrer blassen Wangen. — Schwere Thränen perlten jetzt gleichfalls aus den Augen Germains, und wüthend, nochmals durch diese instinktive Geste seine beschämende Gehässigkeit verrathen zu haben, legte er den Knüttel übers Knie, um ihn zu zerbrechen, um ihn ins Feuer zu werfen. — Doch die Mutter hielt ihn zurück, indem sie mit zitternder Hand seinen Arm ergriff und mit vor Schmerz erbebender Stimme ihm zuflüsterte:

„Zerbrich dem Vater den Stock nicht. Er braucht ihn, um sich darauf zu stützen .... die Kraft fehlt ihm, bis an den Wald zu kommen, sich einen anderen zu schnitzen."

Folgsam, überwunden, stellte Germain seinen ehemaligen Peiniger an denselben Platz in die Ecke zurück, damit der Alte ja nichts ahne. Als sich bald nachher der schleppende Gang des Vaters auf der Schwelle vernehmen ließ, sagte die Muter ganz leise:

„Du bist doch mein guter Junge... küsse mich jetzt .... das wird meine Thränen trocknen!"

Edison's Rezept der Langlebigkeit.

Der berühmte Erfinder hat jüngst mit dem ruhigen Lächeln der Selbstverständlichkeit einem Besucher erzählt, daß er erwartet, 150 Jahre alt zu werden. Die Aeußerung Edisons ist die Antwort auf die Erklärung des bekannten Millionärs und Geschäftsmannes Stubbs aus Chicago, der sich als Fünfundsechzigjähriger von den Geschäften zurückzog, „um nun zu leben". Stubbs vertritt die Anschauung, daß auch der zäheste Geschäftsmann spätestens in einem Alter von 65 Jahren sich von der Arbeit zurückziehen müsse, um noch lange zu leben. Der Eisenbahnkönig Harriman sei nur darum verhältnißmäßig jung gestorben, weil er den ganzen Tag und die ganze Nacht über immer neue große Pläne durchgrübelte. Edison empfing seinen Besucher nach Schluß seines 17stündigen Arbeitstages und meinte lächelnd: „Ich kann doppelt so viel denken und doppelt so lange arbeiten wie Harriman oder Stubbs und das nur darum, weil mein Lebenssystem vernünftig geregelt ist." Dabei gab der berühmte Erfinder zugleich einen Einblick in sein Rezept der Langlebigkeit. Man solle vernünftig essen, man solle vernünftig schlafen, und man solle sich vernünftig kleiden. „Warum grübelte Harriman des Nachts, wenn er im Bette lag? Weil er zu viel gegessen hatte. Alle unsere großen Geschäftsleute essen zu viel und dabei nicht so rationell wie ein Lastenträger, der körperliche Anstrengungen überwindet. Man überhäuft die menschliche Maschine mit zu viel Kohle. Ich esse nur so viel als ich zur Ernährung gebrauche und das ist sehr wenig: bei jeder Mahlzeit kaum eine Handvoll fester Speisen. Aber das Ergebniß ist auch, daß ich in dreißig Sekunden, nachdem mein Kopf das Kissen berührt hat, fest schlafe. Harriman verbrachte von acht Stunden, die er im Bette lag, vier mit Nachdenken. Ich liege sechs Stunden im Bette und schlafe diese Zeit durch, einen gesunden, tiefen Schlaf. Nie in meinem Leben habe ich geträumt. Heute bin ich 64 und kann besser als je arbeiten und denken. Dieses Gerede von der Nothwendigkeit, in einem gewissen Alter der Arbeit zu entsagen, ist Unsinn. Ich begann zu arbeiten als ich zwölf Jahre zählte, und ich hoffe zu arbeiten, bis ich 150 Jahre alt bin. Mein körperlicher Zustand ist ausgezeichnet, und das auch nicht zum wenigsten dank dem Umstande, daß ich mich vernünftig kleide." Dabei zog er den Schuh vom Fuße und zeigte, daß seine Fußbekleidung zwei Nummern zu groß ist. „Sehen Sie, genau so halte ich's mit den Beinkleidern, mit den Hemden, jeder Ader und jeder Sehne wird damit die Möglichkeit gegeben, ungestört die Arbeit zu verrichten, um derentwillen sie da ist. Keine von ihnen wird je eingeengt. Mein Körpersystem hungert Bakterien aus, und sie haben es auch aufgegeben, mich mit Krankheiten oder Leiden zu bedenken. Mein Laster? Ja, ich kaue Tabak. Meine Frau erhob früher Einspruch dagegen; aber seitdem sie weiß, daß der Oberrichter der Vereinigten Staaten auch kaut, hat sie ihren Widerstand auch aufgegeben und hält die Angewohnheit für höchst respektwürdig ..."

Wie trauerte sie um den Mann.
Nichts machte ihr mehr Freude.
Und stets ging sie, wo man sie sah,
In einem schwarzen Kleide.
Ja, als ein schöner Freier kam
Und wollte um sie werben,
Da ließ sie selbst ihr graues Haar
Aus Trauer — kohlschwarz färben!

Mißverstanden.

„Was? Sie ein Vater mit sieben Kindern, gehen nach Helgoland zu längerem Kuraufenthalt."

„Die Kinder laß' ich ja zu Hause!"

Einschränkung.

„Der Montblanc hat gewiß einen gewaltigen Eindruck auf Sie gemacht, Herr Leutnant?"

„Na, das beruhte so auf Gegenseitigkeit."